



Wo Türen sich schließen und andere sich öffnen

Tod und Trauer gehören zum Leben dazu. Trotzdem begegnen die meisten Menschen dem Thema oft nur im Fernsehen, im Kino und in Romanen. Bei Kathrin Werminghaus und Gudula Hornkamp (im Bild links/rechts) ist das anders. Die beiden haben vor wenigen Monaten ihre Männer verloren. Heute treffen sie sich an dem Ort, wo sie Abschied nahmen, im Hospiz Soest. Dort haben sie sich kennengelernt, dort haben sie Halt und Unterstützung erfahren; und das Hospiz wurde, wie sie sagen, ihr zweites Zuhause. Wir sprechen über den Tod geliebter Menschen, die Trauer und über den Abschied. Das Gespräch führt Maren Kuiter.

Ein Gespräch über den Tod, aber vor allem über das Leben!

M.K.: Kathrin Werminghaus, Gudula Hornkamp, vielen Dank, dass Sie bereit sind über so etwas Privates wie die letzten gemeinsamen Tage im Leben eines geliebten Menschen zu sprechen. Wie erinnern Sie sich an die ersten Tage hier im Hospiz?

G.H.: Das waren ganz besondere Tage. Mein Mann hat mir schon am ersten Tag ein Foto von sich geschickt, wie er auf einem Stuhl in der Sonne sitzt, draußen auf der Terrasse! Das war zuvor auf

der Palliativstation undenkbar gewesen, so stark hatte mein Mann körperlich abgebaut. Hier konnte er aufatmen, endlich, und ist ein letztes Mal aufgeblüht.

M.K.: Also war der Einzug ins Hospiz auf eine gewisse Weise eine Erleichterung?

G.H.: Ja! Sie müssen wissen, was wir zuvor durchgemacht haben. Es begann alles mit einer eigentlich harmlosen Untersuchung beim Arzt. Durch einen Zufallsbefund

war plötzlich klar: Da ist ein Lebertumor. Ein Schock. Damit rechnet man als junge Familie nicht. Wir haben zwei Kinder. Meine Tochter ist acht Jahre und mein Sohn ist kurz vor dem Tod meines Mannes 14 geworden. Man plant ein gemeinsames Leben, aber die Diagnose rückt alles andere in den Hintergrund. Es gab unzählige Therapien und eine Behandlung nach der anderen. Einmal im Monat eine Fahrt nach Frankfurt zum Uniklinikum und eine ambulante Versorgung in Unna. Alles ging so schnell. Mitte August mussten

wir uns eingestehen, dass wir den Kampf verlieren werden. Aber dort im Krankenhaus in der Palliativstation wollte mein Mann nicht sterben, und die letzten Tage zuhause verbringen – das wollte er unseren Kindern ersparen. Darum haben mein Mann und ich dann ein Hospiz gesucht.

M.K.: Wie entscheidet man sich für ein Hospiz?

G.H.: Ich denke, das ist bei jedem anders. Bei uns war es so: Wir arbeiten beide im Bereich der Architektur und wir hatten schon zuvor den Bau hier in Soest verfolgt. Was ich gesehen habe, hat mir auf Anhieb gefallen, die lichtdurchfluteten Räume, die schönen Grünanlagen drum herum. Die Vorhänge, die Farben – es ist nicht so steril wie in einem Krankenhaus. Es war einfach so ein Gefühl und wir spürten beide: Hier fühlen wir uns wohl. Im September 2018 ist mein Mann hier eingezogen. Insgesamt sieben Wochen haben wir hier verbracht.

M.K.: Frau Werminghaus, bei Ihnen war das anders, nach der Diagnose folgten Jahre mit Therapien und Rückschlägen. Lähmt einen das ständige Hoffen und all die Enttäuschungen?

K.W.: Das normale Leben muss ja irgendwie weitergehen. Vier

Jahre ist es nun schon her, dass mein Mann Uwe die Diagnose Lymphknotenkrebs bekommen hat. Das war für mich und meine zwei Mädchen echt hart. Aber wir hatten Hoffnung, denn die anschließende Operation verlief erfolgreich. Wir dachten, wir schaffen das. Aber dann kam der erste Rückfall. So begann eine lange Zeit der Therapien, gefolgt von Rückschlägen. Die Ängste, die Ungewissheit und diese ganzen

M.K.: Wie geht man mit der Diagnose Krebs um? Gibt es da den besten Weg?

K.W.: Es ist wichtig, über seine Gefühle und Bedürfnisse zu reden. Offen, ohne Tabus.

“Es ist wichtig über seine Gefühle und Bedürfnisse zu reden. Offen, ohne Tabus”

enttäuschten Hoffnungen haben uns belastet, und das über Jahre.

M.K.: Sie sind in dieser Zeit über sich hinausgewachsen, wie haben sie das geschafft?

K.W.: Ich musste einfach, habe mich immer wieder angepasst. Als der Krebs nach der ersten

Operation wieder ausbrach, war das nicht einfach dasselbe Krebs. Diesmal wuchs er schneller und aggressiver. Da wurde uns erst wirklich klar, was es bedeutet, die Therapie schlägt nicht mehr an. Schließlich die Diagnose: Der Krebs ist unheilbar. Das Krankenhaus hat uns dann empfohlen, ein Hospiz zu suchen. Wir

hatten Glück, im Hospiz Soest war ein Platz frei und wir waren uns direkt einig: Das ist es, man fühlt sich hier einfach wohl. Innerhalb einer Woche konnten wir das Zimmer beziehen.

M.K.: Wie geht man mit der Diagnose Krebs um? Gibt es da den besten Weg?

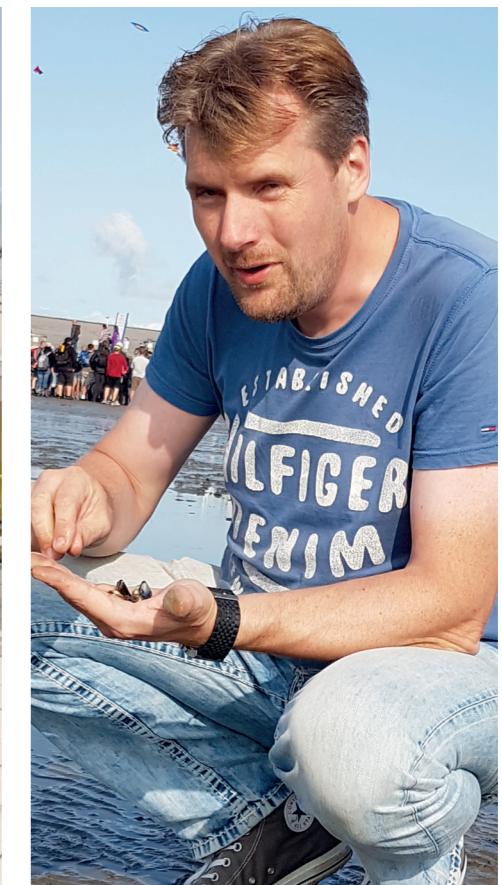
K.W.: Es ist wichtig, über seine Gefühle und Bedürfnisse zu reden. Offen, ohne Tabus.

M.K.: Das ist ja gesund schon nicht leicht ...

K.W.: Ja, das mussten wir auch erst lernen. Aber Uwe und ich wollten vor den Kindern nichts verschweigen, das lag uns besonders am Herzen. Und schlussendlich kann ich sagen, offen mit der Diagnose umzugehen war das Beste, was wir tun konnten.

M.K.: Frau Hornkamp, Sie sagen, das Hospiz war Ihnen ein zweites Zuhause. Trotz der schwierigen Zeit?

G.H.: Diese sieben Wochen waren eine sehr schmerzliche Erfahrung, aber auch eine sehr intensive. Dass ich heute so unbeschwert hier ein- und ausgehen kann, habe ich vor allem dem Hospiz-Team zu verdanken. Die waren einfach zu jeder Zeit da, egal ob mitten in der Nacht oder am frühesten Morgen, egal wie



Das Hospiz weckt viele Erinnerungen. An schwere aber auch an tröstende Zeiten und schöne Erlebnisse.



Das Hospiz ist für die Familien Werminghaus & Hornkamp ein zweites Zuhause geworden, und das merkt man auch.

stressig eine Situation war, die Pflegerinnen und Pfleger hatten immer, wirklich immer, ein offenes Ohr. Sie haben versucht, jeden Wunsch zu erfüllen, aber vor allem hatte ich das Gefühl: Ich muss das nicht alleine durchstehen. Ich durfte weinen und wurde in den Arm genommen.

M.K.: Gibt man sich im Hospiz nicht schnell auf, da man ja weiß, dass das der Ort des Abschieds ist?

G.H.: Mein Mann hat hier ein Stück Lebensqualität zurückbekommen. Wenn einem nicht viel Zeit bleibt, ist sie das wertvollste Geschenk, das man bekommen kann.

M.K.: Die Lebensqualität kommt auch hier nicht von alleine, was macht dieses Haus besonders, damit sie gut ist?

G.H.: Mir gefällt besonders die gute Personalstärke, der hohe und vielschichtige Qualifikationsgrad der Pflegerinnen und Pfleger. Das Team passt zusammen und das merkt man an der persönlichen und herzlichen Atmosphäre. Jeder darf sich hier frei fühlen und frei bewegen – ich habe auf der Terrasse sogar mal die Rosen geschnitten. (lacht)

Wir sitzen mit einer Tasse Kaffee in der Hand im Gemeinschaftsraum. Es wird gelacht, und überall

duftet es nach frisch gebackenen Waffeln. Die beiden Mädchen, sieben und acht Jahre alt, können es kaum erwarten die nächste knusprig-braune Waffel mit reichlich Puderzucker, Schlagsahne und Schokostreuseln zu verzieren, um sie schnurstracks an alle Besucher und Angehörigen im Hospiz zu verteilen. Auch wir bekommen welche.

Wenn nicht viel Zeit bleibt, ist Lebensqualität das wertvollste Geschenk

K.W.: Ja, da sieht man wieder: Kinder haben keine Berührungsängste und sind offen. Obwohl es hier um das Thema Tod geht. Das hätte ich mich als Kind früher nicht getraut.

M.K.: An welches Erlebnis hier im Haus können Sie sich besonders gut erinnern?

G.H.: Als mein Mann und ich uns kennengelernt haben, sind wir beinahe jedes Wochenende ins Kino gegangen. Eine absolute Marotte von uns. Wir haben gebaut und hatten in unserem Keller sogar ein Heimkino geplant. Dazu ist es dann aber nicht mehr gekommen. Als das Team hier im Haus das mitbekommen hat, haben sie unseren Freunden

erlaubt, ein kleines Kino hier zu montieren; mit Beamer und sogar einer Leinwand. Das war einfach unglaublich schön. Mein Sohn und sein Vater haben dann einen Männerabend gemacht und bis in den Morgen Filme geschaut. Das war ein ganz besonderer Filmbabend. Es hat den beiden geholfen, miteinander zu sprechen.

M.K.: In welcher Situation war die Unterstützung des Teams hier im Haus besonders wichtig?

G.H.: Mir war es wichtig, bei meinem Mann zu übernachten. Vor der ersten Nacht hatte ich aber Angst, weil ich nicht wusste, was auf mich zukommt. Aber die Pflegerinnen und Pfleger haben mich aufgefangen und mir die Angst genommen. Sie haben kein Schlafsofa, sondern zwei Betten zusammengestellt und sogar eine Kerze aufgestellt. Danach war es dann irgendwie ganz selbstverständlich, auch spontan über Nacht zu bleiben. Alles wurde direkt organisiert, ohne das Gefühl, jemandem zur Last zu fallen. Einfach wunderbar.

M.K.: Was war Ihnen hier im Hospiz besonders wichtig?

K.W.: Niemand muss sich verstecken oder verstellen! Jeder darf so sein, wie er ist. Auch die Kinder haben einen besonderen

Platz hier im Hospiz. Wenn die Mädchen in den Gängen tobten und wir sie batzen, leise zu sein, sagten die Pfleger ganz oft: Das sind Kinder, lasst sie laufen.

M.K.: Ist es selbstverständlich, die Kinder mit ins Hospiz zu nehmen?

K.W.: Viele Freunde und Bekannte haben mit Verwunderung reagiert, wenn ich erzählt habe, dass ich mit meinen Mädchen ins Hospiz gehe. „Wie, ihr nehmt eure Kinder da mit hin?“ Ja, sicher! Sie betrifft es doch genauso wie mich und meinen Mann. Es gibt so viele kindgerechte Angebote hier und die Kinder werden von den Menschen, die hier arbeiten, aufgefangen. Im Grunde wie heute das Waffelbacken.

G.H.: Ein offener Umgang mit dem Thema Sterben und Tod ist extrem wichtig für die Kinder. Ich habe als Kind die Erfahrung gemacht, dass ich meinen sterbenden Großvater nicht besuchen durfte. Da entstand ein Tabu. Und so etwas prägt Kinder. Darum ist es wichtig, Gefühle zuzulassen und darüber zu sprechen.

M.K.: Was unterscheidet ein Hospiz von einer Palliativstation?

K.W.: So seltsam es klingt, Gudula und ich haben uns genau hier kennen gelernt, das wäre auf einer Palliativstation nicht möglich. Man hat dort keinen Kontakt zu anderen Patienten. Aber es ist schön, mit jemandem reden zu können, der die eigene Situation versteht. Auch die Mädchen haben sich hier kennengelernt. Da war es sogar so, dass die Pflegerinnen uns auf die Mädchen angesprochen haben, dass die beiden sich unbedingt kennenlernen sollten, da sie sich so ähnlich seien.

M.K.: Und?

K.W.: Und sie hatten Recht. Die beiden könnten Schwestern sein.



Raum und Zeit für das Menschliche - Im Krankenhaus fehlt dafür oft die Zeit, berichten Katrin Werminghaus und Gudula Hornkamp.

G.H.: Meine Tochter hat heute sogar ihren Lieblingssport sausen lassen, weil sie wusste, dass Katrins Tochter hier sein wird. Es ist eine echte Freundschaft entstanden.

M.K.: Wie begegnen euch Freunde und Bekannte in dieser Situation?

K.W.: Freunde sind in dieser Zeit enorm wichtig! Vielen Leuten fällt es aber schwer, weil sie nicht wissen, was sie sagen sollen und wie man mit so einer Situation umgeht. Ich kann nur jedem sagen: Einfach da sein! Auch mir haben einige gesagt, dass sie nicht wissen, was sie sagen sollen. Das ist auch gar nicht wichtig. Es reicht schon, dass sie da sind.

M.K.: Was sind Dinge, die man gar nicht brauchen kann?

G.H.: Mitleid! Besser: Zeit nehmen und zuhören.

M.K.: In welchen Situationen kommt man an seine eigenen Grenzen?

G.H.: Bei seinen Kindern. Da möchte man besonders stark sein. Man verzichtet wie selbstverständlich auf sein eigenes Leben. Ich habe auf Freizeit und meine Freunde verzichtet, um für meinen Mann da zu sein und meinen Kindern ein möglichst normales Leben zu ermöglichen. Manchmal fragt man sich: Wer ist eigentlich für mich da? Man hält alles aus und lässt sich alles gefallen. Allen Frust, die schlechte Laune. Da haben besonders die Pflegerinnen und Pfleger mit einem großen Einfühlungsvermögen gemerkt, wenn etwas nicht in Ordnung war, und geholfen, Grenzen zu ziehen.

K.W.: Da haben die Pfleger dann auch mal unsere Männer angeplaudert und gesagt: „So kannst du nicht mit deiner Frau umgehen“, oder „Sei mal ein bisschen netter zu deiner Frau“. Das hätten wir uns nie getraut.



Katrin Werminghaus (links) und Gudula Hornkamp mit ihren Töchtern: Im Hospiz zu Freundinnen geworden

M.K.: Wie erinnern Sie sich an die letzten Stunden mit Ihren Männern?

G.H: Ich war in den letzten Stunden hier. Ich hatte so viel Angst, aber alle haben sich super um mich gekümmert. Ich war mit meiner Schwägerin hier. Sie hat mir ganz viel Halt gegeben, und ich bin froh, dass ich so Abschied nehmen konnte. Trotz der schweren Stunden war es wichtig, etwas Normalität einkehren zu lassen. Das Team hat dann zum Beispiel darauf bestanden, dass wir erst mal eine Runde rausgehen oder eine Kleinigkeit essen. Natürlich hatte ich absolut keinen Appetit, aber die kleinen Gesten und das Menschliche sind einfach wichtig. Das haben hier alle im Blick. Das wäre in einem Krankenhaus nicht möglich gewesen.

K.W.: Bei mir war es anders – durch die lange Zeit der Krankheit. Wir haben im Krankenhaus Geburtstag gefeiert und haben so gut es geht versucht, das Leben weitergehen zu lassen. Zum Schluss hat man meinem Mann seine Krankheit sehr stark angesehen. Ich konnte bei seinem Tod nicht dabei sein. Das konnte ich einfach nicht. Aber auch hier war das Team für uns da. Als es soweit war, haben sie mich angerufen und darauf geachtet, dass die Kinder in der Schule sind und ich alleine bin. Besonders wichtig war mir persönlich der Abschiedsgottesdienst. Da liefen die Tränen und wir konnten zusammen trauern. Unabhängig voneinander hatten Gudula und ich sogar beinahe den

gleichen Ablauf, also gleiche Texte und Lieder, für die Messe ausgesucht.

M.K.: Gibt es eine Art Rezept, was einem durch diese schwere Zeit hilft?

G.H.: So viel Alltag und Normalität wie möglich, und ein offener Umgang. Ich habe vor allem von meiner Familie und meinen Freunden viel Unterstützung bekommen. Wichtig ist aber auch, sich Hilfe zu holen, wenn man sie braucht. Ich hatte eine Psychologin auf der Palliativstation, die mir sehr geholfen hat, offen über die Situation zu sprechen. Aber auch die Nähe, das Menschliche. Ich hatte wirklich viel Angst, und das ganze Team hier hat mich so toll unterstützt! Es sind wie gesagt manchmal einfach die kleinen Gesten. Das wäre im Krankenhaus so nicht möglich gewesen.

M.K.: Was nehmen Sie mit auf Ihrem weiteren Weg?

K.W.: Das Hospiz ist wirklich ein zweites Zuhause geworden, und ich bin froh, dass wir uns hier kennengelernt haben. Es ist schön sich auszutauschen und mit jemandem zu sprechen, der die eigene Situation versteht. Wir sind gerne hier und suchen ja schon fast nach Gründen, mal wieder hierherzukommen. Es ist Teil unseres Lebens!